DER ERZÄHLER

Mittwoch, den 30. März 1932

Nummer 13

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der schwarze Panther.

Erzählt von G. W. Brandstetter.

Fünf Mann saßen um den Tisch. Sie waren hier aus fast ebenso vielen Weltteilen zusammen gekommen, und vier von ihnen hatten schon ihre Abenteuer erzählt. Alles haarsträubende Jagdgeschichten, in denen sie die Hauptrolle spielten und erstaunliche Taten verrichtet hatten.

Jetzt war der Fünfte an der Reihe. Der hatte sein halbes Leben in Hinterindien verbracht, und an Stoff konnte es ihm also nicht fehlen. Dennoch sagte er: „Mir bleibt eigentlich nichts mehr zu erzählen; denn was die Herren erlebt haben, war viel zu spannend, um mit meinen bescheidenen kleinen Abenteuern verglichen zu werden. Aber wir haben so viele Beispiele von großem Mut gehört, daß es vielleicht nicht ganz uninteressant ist, von einem Menschen zu erzählen, der sich einmal ganz jämmerlich gefürchtet hat.

Ich saß damals drüben auf meiner Pflanzung in den Malaienstaaten, und soweit ich sehen konnte, war Wasser. Denn wir hatten eine Riesenüberschwemmung und hockten ein paar Wochen mit unseren Konserven und ein paar Hühnern allein in unserem hochgelegenen Haus, langweilten uns gründlich, meine Frau und ich. Schade, daß wir die Flitterwochen schon hinter uns hatten!

Aber endlich verlief sich auch das Wasser, und sobald die Straße benutzt werden konnte, warfen wir uns ausgehungert in unseren Wagen, um zu dem einige fünfzig Kilometer entfernten Heim des Europäerklubs zu fahren, weil wir seit Wochen keinen Weißen zu Gesicht bekommen hatten und nichts von der Außenwelt wußten. Im Klub saßen wir nun einen halben Tag lang über alten Zeitungen, tauschten unsere Meinungen mit den Nachbarn aus — was man dort einen weißen Nachbarn nennt — und erfuhren unter anderem auch, daß seit einiger Zeit ein schwarzer Panther in der Gegend sein Unwesen treiben sollte. Erst ein paar Tage vorher hatte er einen Malaien zerrissen. Schließlich sagte man uns noch, eine Pflanzung — etwa fünfzehn Kilometer von meinem Hause entfernt, habe einen neuen Herrn erhalten, einen Italiener.

Es war schon dunkel, als wir heimwärts fuhren. In unserem durch die vielen Eindrücke des Tages ermüdeten Köpfen spukte noch die Geschichte vom schwarzen Panther. Schließlich sprach ich zu meiner Frau davon, wie dieses Tier nicht aus Hunger, sondern aus reiner Mordlust töte. Ich malte den Teufel damit an die Wand!

Wir mußten durch einen Hohlweg fahren. Plötzlich sah ich, gegen den Nachthimmel abgezeichnet, auf der einen Böschung die Umrisse eines Panthers. Er stand nur ein paar Meter entfernt. Ich gab Gas. Doch im nächsten Augenblick spürte ich einen Hieb auf meinen Tropenhelm, daß mir die Funken aus den Augen sprangen. Ich dachte, alles wäre zu Ende. Doch dann merkte ich, daß ich noch lebte, denn meine Frau hatte ihre Arme um meinen Hals geschlungen und zitterte: ‚Fahr zu, fahr zu!‘

Kurz darauf waren wir zu Hause und besahen uns den Schaden. Der Panther, dem vielleicht nur daran gelegen war, über den Hohlweg zu springen, hatte mir dabei mit einer Tatze den Tropenhelm zerfetzt. Der Tod war haarscharf an uns vorbeigesaust. Schwarze Panther waren jetzt meine Todfeinde.

Ein paar Tage später fiel es mir ein, meinen neuen Nachbarn, den Italiener, zu besuchen. Ich ritt allein hinüber. Ein malaiischer Diener empfing mich, bat um Entschuldigung, daß der Herr und die Frau im Augenblick nicht zu Hause waren. Wenn ich aber warten wollte ... In einer Stunde würden sie zurück sein.

Ich blieb also. Denn draußen war eine Höllenhitze, und ich hatte keine Lust mehr, am hellen Tage den qualvollen Heimritt anzutreten. Ich sehnte mich nach etwas Abkühlung und war froh, als der Malaie mich in das Geschäftszimmer der Pflanzung führte, wo Ventilatoren sich redliche Mühe gaben, die brütende Hitze ein wenig zu mildern.

Erschöpft fiel ich in einen Lehnstuhl. Das Zimmer lag im Halbdunkel, weil die Läden geschlossen waren. Am Fenster sah ich einen Tisch. Ich warf meinen Hut darauf und — fuhr zusammen. Denn unter dem Tisch hervor drang wütendes Fauchen. In der nächsten Sekunde sah ich ein Paar leuchtende grüne Augen, sah ich die Umrisse eines schwarzen Panthers!

Ich atmete nicht mehr. Ich starrte nur unter den Tisch, und mein Hirn war plötzlich leer, wie ausgeschaltet. Ich sah nur den Tod dort unten, der darauf wartete, daß ich aufschoß und zur Türe stürzte. Denn dann riß er mich mit einem Sprung nieder.

Dann rührte ich mich doch. Ich faßte mir mit der Hand an den Hals, als wollte ich ihn vor den Zähnen schützen, die ihn im nächsten Augenblick zerreißen mußten. Ich preßte meinen Kopf zwischen die Hände, als könnte ich dadurch verhindern, daß der Panther mit einem Prankenhieb meinen Schädel zertrümmerte. Ich ...

Da kroch das Tier unter dem Tisch hervor. Geduckt schlich es langsam über den Boden, blieb gerade zwischen mir und der Tür liegen, fegte mit dem Schweif den Staub zur Seite, fauchte leise und bannte mich mit seinen teuflischen grünen Augen. Ich saß regungslos, wie in der Hypnose.

Dann hörte ich draußen Schritte. Sporen klirrten über den festgestampften Hof. Der Italiener kam. ‚Im Geschäftszimmer sitzt er?‘ hörte ich ihn fragen. ‚Ja‘, antwortete der Malaie. Ja, er kam auf die Tür zu, hinter welcher der Tod lauerte.

Ich mußte ihn warnen. Es war meine Pflicht: ‚Bleib draußen! Hier liegt der Tod!‘

Ich sagte nichts. Rührte mich nicht. Denn die Angst schnürte mir die Kehle zu. Ich war ein erbärmlicher Feigling, ein Verräter, der seinen Mitmenschen in den Tod laufen ließ, weil eine winzige Aussicht winkte, daß ich dadurch mein Leben rettete. Ich sagte nichts. Die Tür ging auf.

Ein kleiner dunkelhaariger Italiener trat ein, bot mir freundlich die Hand, sah nichts vom Tod, der sich unhörbar aufgerichtet hatte, jederzeit zum Sprung bereit.

Ich konnte mich nicht rühren. Die Angst lähmte mich. Ich starrte nur auf den schwarzen Panther.

Jetzt mußte er springen. Ich Feigling hatte den Italiener auf dem Gewissen.

Da schien der Pflanzer meinen entsetzten Blick zu sehen. Er folgte ihm, sah den Panther ...

Jetzt.

Der Mann war verrückt. Er gab dem Panther einen Fußtritt: „Marsch, unter den Tisch!“

Das Tier gehorchte, fauchte gereizt, kauerte unter dem Tisch zusammen.

Ich wachte aus der Erstarrung auf. ‚Ganz harmlos‘, hörte ich den Italiener sagen. ‚Habe ihn zum Wachhund abgerichtet. Der Malaie hätte Ihnen Bescheid sagen müssen, dieser Esel!‘ Er wollte mir die Hand geben.

Ich ging an dem Italiener vorüber. Stieg aufs Pferd, ritt fort. Ich hatte dem Mann nichts mehr abzubitten. Wir waren quitt.“

Ein seltsamer Richterspruch / Skizze von Heinrich E. Kromer

Mußte alles verlaufen, wie es verlief, so unsinnig es auch schien? Mußte Recht Recht und Gesetz Gesetz werden, mit dem ganzen Widersinn, den es in sich trug, und die Vernunft sich ins Hundeloch verkriechen?

So fragte damals der Erzähler dieser kurzen Geschichte und fragte weiter, wie um die Schuld gerechter abwägen zu können, wer eigentlich der Anstifter der Begebenheit gewesen war: die drei Erbonkel, wie sie sich selber nannten, oder der Neffe, den die drei so kurzsichtig und hochmütig gekränkt hatten?

Der Neffe, der den Streit so aufgriff, daß er zur Wirkung führen mußte, ein bescheidener, ruhiger Mensch, war nur 45 Jahre alt geworden. Unbeweibt hatte er gearbeitet, gewerkt und wieder gearbeitet und war doch im Verhältnis zu dem reichen Schatz seines Schaffens eigentlich arm geblieben, wenigstens in den Augen der Klugen; das macht: er war Maler gewesen und hatte es nie verstanden oder, wie mitleidige Wohlmeinende sagten, wohl gar verschmäht, sich seiner Werke zu berühmen und ihren Wert mit der Posaune wilden Wettbewerbes in fremde Ohren zu schmettern. Was er neben seinen Bildern dar hinterließ, reichte zu einem anständigen Begräbnis hin und zu gutem Dank und Lohn seiner Mietsfrau für die selbstlose Pflege, die sie ihm in einigen Krankheiten erwiesen hatte. Zum Vollstrecker seines letzten Willens hatte er einen älteren Bekannten, einen Notar in seinem Geburtsstädtchen, bestellt. Kenntnis von seinem ziemlich raschen Hinscheiden nahmen mit wenigen Zeilen ein paar Zeitungen, ferner mit wenigen Gedenkworten ein paar Stammtischfreunde; endlich ein paar Verwandte, die sich als seine Erben betrachten konnten: diese aber mit Hoffnungen und hohen Erwartungen; hatte der Maler doch gelegentlich geäußert, schriftliche Verfügungen werde er nicht hinterlassen, und einmal lächelnd hinzugefügt, seine lauernden Hinterbliebenen, wie er sie nannte, hätten ja einst gemeint, der Nachlaß eines Malers werde die paar Testamentszeilen nicht wert sein. Jetzt, da der Neffe tot war, wehte ihre Meinung entgegengesetzt; nur kam sie dabei die Furcht an, die wertlosen Zeilen könnten am Ende doch vorhanden sein. Stärker war freilich die Erwartung, der so unpraktische Künstler werde auch in dieser Sache nicht sonderlich vorsehend und lebensklug gehandelt haben.

So dachten sie, die zeit ihres Lebens um so lebenskluger und vorsehender gewesen waren: die vermutlichen Erben des Neffen, jeder gemäß seinem Beruf: der älteste als Apotheker, der andere als Versicherungsmann, der dritte als Lebensmittelhändler. Jetzt auf der Bahnfahrt, die sie auf die Viertelstunde rechtzeitig zur Beerdigung bringen sollte, biß einen wie den anderen ab und zu das Gewissen, und ob sie darüber auch schwiegen, so wußte doch jeder, wo dem anderen der Knobel im Hals stak, wenn sie des Verstorbenen im stillen gedachten. Zwischenein geschah dies Gedenken wohl auch laut, und dann voll Achtung und Hochschätzung, als hätten sie dem Toten was abzubitten.

Ja — dachte insgeheim jetzt der Apotheker, du hättest ihn damals wegen der lumpigen 400 Mark, die er ja mit einem Bilde voll aufzuwiegen versprach, nicht abweisen sollen! Und sagtest du ihm nicht gar, die Kunst im allgemeinen und seine Malerei im besonderen sei fürs Leben nichts wert? Wie? wenn er dir's nun in seinem letzten Willen gedächte?

Der Versicherungsmann aber beruhigte sein Gewissen: Sagte er mir jenes Mal nicht, der Onkel Apotheker habe ihn zwar bereits weggeschickt und seine Kunst herabgewürdigt, aber gleichwohl müsse er mich um das Darlehn bitten. Sollte er mir nun die Weigerung angekreidet haben?

Der Lebensmittelhändler endlich dachte: Deine Brüder, zwei so lebenskluge vorsichtige Männer, hatten ihn abgewiesen: war da nicht Vorsicht der bessere Teil der Kaufmannsrechnung? Wenn er dir nun diese Vorsicht in seinem letzten Willen anrechnete?

So fuhren die drei dahin und gingen dann schwarz, ernst und würdig mit gewichtigen Trauerkränzen hinter dem Sarg her, voll Erwartung, dem Neffen schnell die drei Schollen ins Grab zu werfen und dann ungesäumt nach der Erbschaft zu schauen. Ueber diese hatten sie zunächst nur das Gerücht vernommen, den reichen Vorrat der Gemälde wolle ein großer Kunsthändler im Gesamten aufkaufen; auch wünschten einige Museen Werke des Abgeschiedenen, den sie zu seinen Lebzeiten nicht hatten kennen wollen.—

Fand sich kein letzter Wille des Verstorbenen, so lag hier ein Schoßfall vor: der Nachlaß kam, wenn sie noch lebten, an die Eltern zurück; da diese aber längst das Zeitliche gesegnet hatten, wurden des Vaters Brüder Erben.

Der Nachlaß an Barvermögen war bescheiden: etwas über 1100 Mark, die sich zum Erstaunen der drei Onkel in der offenen Schublade des Tisches vorfanden. Das übrige Gut war wertvoller: über achtzig fertige Gemälde.

Der Apotheker sagte zu den Brüdern: „Vierhundert Mark hat er damals für ein Bild angesetzt; wohlgemerkt: damals!“ fügte er bedeutend hinzu, und die Brüder nickten stumm.

Jetzt brauchten nur der große Kunsthändler und im Wettbewerb mit ihm die Museen zu kommen, dann war dieser Schatz gebührend gemünzt und das Dasein des Neffen nicht ganz vergeblich gewesen. —

Eine Urkunde des letzten Willens fand sich in der Wohnung nicht. Auf den Aufruf des Gerichts legte ein Notar aus der Geburtsstadt des Malers eine solche vor, die, wie er sagte, in gleicher Fassung beim Gericht in N. liegen müsse.

Mit niedergeschmolzenen Hoffnungen kamen die drei Onkel wieder. Doch galt es ihnen als selbstverständlich, daß die nächsten Verwandten im Vermächtnis bedacht sein müßten, mochten auch Splitter davon nebenhinaus fallen.

Das Gericht verlas die beiden Urkunden und fand sie übereinstimmend und in der Form unanfechtbar.

Der vorläufige Schluß dieser Nachlaßordnung war die Anfechtung der letzten Verfügung durch die Erbonkel. Diesen Namen hatten die drei sich übermütigerweise beigelegt, ohne zu fühlen, daß sie ihn aus entgegengesetzten Gründen trugen, als gemeinhin diese sonst so außerordentlich beliebte Art von Verwandten.

Sie hatten einige Gründe zu dieser Anfechtung, die Erbonkel. Zum mindesten einen recht gewichtigen: Sie sprachen vom Verstoß gegen die guten Sitten.

War der Erblasser nicht wahnsinnig, als er so verfügte, so war das Ziel seiner Verfügung wahnsinnig, sagten sie.

Aber die Verfügung, die sie so verrückt fanden, war ruhig und säuberlich begründet:

„In Anbetracht, daß mein Onkel Apotheker die Kunst gemeinhin und meine Malerei im besonderen als nichts wert fürs Leben erklärte und seine beiden Brüder dieses Urteil damit erhärteten, daß sie, wie jener, selbst gegen Sicherheit mir ein bescheidenes Darlehn in meiner Not hartherzig versagten, verfüge ich, daß meine hinterlassenen Kunstwerke mit Ausnahme dreier, die ich nach seiner eigenen Wahl meinem Testamentsvollstrecker zum Lohn vermache, vor Zeugen vernichtet werden sollen.“

Das Barvermögen von 1100 Mark und die Möbel fielen der Mietsfrau des Malers zu. —

Die Erbonkel hofften obzusiegen. Und sie rührten sich. Sie wählten die gewiegtesten Anwälte; sie traten ihr Recht vor der öffentlichen Meinung breit; sie füllten alle Zeitungen damit und reizten zu Rede und Gegenmeinung auf; sie bezichtigten Gesetz und Recht des Wahnsinns, wenn solch verrückter Verfügung willfahrt werde; sie riefen die Staatsgewalt und die Volksvertretung an, die, ob Recht ob Unrecht, verhindern müßten, daß ein Wille wirksam werde, der hohe Kunstwerte zu vernichten drohte.

Sie verschwiegen nur, zu wessen Vorteil diese Werte erhalten bleiben sollten, die sie selber voreinst so schmählich herabgewürdigt hatten. —

Mußte es so kommen, schicksalsmäßig? Oder war es nur der Lauf Rechtens, daß es so kam?

Alle Rechtsauslegungen, alle Deutungen, alle Verdrehungen, alle verächtlichen Anwaltskniffe fruchteten nichts; am wenigsten, seltsamerweise, die Vernunftsgründe.

Die Gerichte wiesen die Erbonkel ab. In wörtlicher Erfüllung seines letzten Willens mußten die Kunstwerke des Neffen vernichtet werden.

Der obsiegende Anwalt, der Fürsprech des Toten, pfiff, als er den Gerichtssaal verlassen hatte, ein Liedchen vom römischen Recht und fügte dann einen lateinischen Spruch an, unter heiterem Lächeln ...

Vor ihm her gingen die drei Erbonkel, erregt und noch nie in ihrem Leben so einig wie in dieser Stunde, wo sie über das deutsche Recht wetterten und fluchten wie die Holzhacker, vornehmlich aber über die Richter und ihren seltsamen Spruch.

Die enge Gasse.

Skizze von Georg Eschenbach.

Kalt und ungemütlich war der Wintertag, als der Marquis von Damremont in seine Staatskarosse stieg. Er wäre lieber daheim in der warmen Stube geblieben, im Lehnstuhl vor dem großen Kamin, und hätte sein Zipperlein gepflegt.

Aber das ging ja nicht. Für die Ehre, Gesandter seiner Allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich im Haag zu sein, mußte manche Bürde getragen werden. So auch diese jetzt, da der Herr Ratspensionär de Witt den Marquis hatte wissen lassen, daß er ihn zu empfangen wünsche, um sich einmal über die europäische Lage auszusprechen.

Mißgelaunt saß der Gesandte in seiner Prunkkarosse, wütend, weil er in seinem Staatswagen allein sein mußte und niemand hatte, an dem er seinen Aerger auslassen konnte. Denn um sich aus dem Fenster zu beugen und das Gefolge dort draußen anzuschnauzen, war es dem Marquis entschieden zu kalt.

Uebrigens mußte man bald am Ziel sein. Da bog der Wagen ja auch schon in diese enge Gasse ein, von der es nur noch ein paar hundert Schritt waren bis zum Binnenhof. Komische Käuze übrigens, diese holländischen Pfeffersäcke. Hatten Geld genug und bauten sich doch keinen neuen großen Regierungspalast, ließen nicht einmal ein paar Häuser umreißen, damit eine anständige Anfahrt zu diesem Binnenhof entstand. Waren eben Krämerseelen und konnten nicht aus ihrer Haut heraus.

Der Gesandte wurde plötzlich in seinen Betrachtungen gestört, denn die Karosse hielt mit einem Ruck. War wieder einmal ein Kind vor die Pferde geraten? Man machte hier zu Lande überhaupt zuviel Federlesen mit so einer Kröte. In Frankreich hätte man sich weniger darum gekümmert. Neugierig steckte der Herr Marquis den Kopf zum Fenster hinaus.

Was er da sehen mußte, war freilich zehnmal schlimmer als ein überfahrenes Kind. Vor seinem Wagen — so nahe, daß die beiderseitigen Vorderpferde einander nach der Schnauze schnappten — stand die Staatskarosse des spanischen Gesandten. Aber keiner konnte vorrücken, weil die Straße zum Ausweichen zu eng war ...

Einer also mußte zurück!

Für den Gesandten seiner Allerchristlichsten Majestät war es ganz selbstverständlich, daß nicht er dieser eine sein würde. Unmöglich! Die Krone Frankreichs würde dadurch gedemütigt, das Lilienbanner in den Staub getreten werden. Der Marquis von Damremont ging nicht zurück. „Nur über meine Leiche!“ schrie er todesmutig zum Fenster hinaus. Denn sein Gefolge hatte sich um seinen Wagen geschart.

Leider dachte der Spanier drüben ebenso. Dem Franzosen Platz machen? Kein Gedanke daran. Diesem aufgeblasenen Gesellen dort drüben den Vorrang lassen? Um keinen Preis. Lieber verhungerte er hier auf der Stelle.

Ein paar Minuten lang standen nun die Gegner schweigend und ihre Kräfte abmessend gegenüber. Beide kamen leider zu der Erkenntnis, daß der Feind gleich stark war, weshalb Gewalt nicht ratsam erschien. Dagegen konnte man ruhig seinem Herzen und seiner Zunge freien Lauf lassen.

Die Wortschlachten zwischen Griechen und Trojanern waren ein Kinderspiel gegen das Geschrei, das bald darauf durch die sonst so ruhigen Gassen des Haags hallte. Was die beiden Sprachen an Schimpfworten kannten, das warf sich das Gefolge der Gesandten gegenseitig an die Köpfe.

So schimpften sie sich eine Stunde lang herum, während die beiden Gesandten wortlos und würdevoll in ihren Staatskarossen saßen und kalte Füße bekamen. Die ganze Gasse war voller Menschen, für die der diplomatische Streitfall eine willkommene und prickelnde Aufregung bedeutete.

Nun war unter den Franzosen einer, der hatte sich solchen Mut angeschrien, daß er einem Spanier auf die Zehen zu treten wagte. Eine Ohrfeige war die Antwort, und im nächsten Augenblick flogen wohl oder übel die Degen aus der Scheide. Das sah viel gefährlicher aus, als es in Wirklichkeit war, denn jeder scheute sich davor, ein ellenlanges Stück Eisen in den Leib zu bekommen; aber auf die starrenden Holländer machte das Degengeklirr einen überwältigenden Eindruck.

Vielleicht wäre doch noch Blut geflossen, würde nicht in diesem Augenblick ein Beauftragter des Herrn Ratspensionärs und Diktators de Witt eingetroffen sein. Dessen Herrn und Meister war der — stark aufgebauschte — Bericht von der männermordenden Schlacht dort unten in der engen Gasse überbracht worden, und nun sollte der Beauftragte Frieden stiften. Das gelang ihm freilich nur so weit, daß die zähnefletschenden Gegner — vielleicht ein wenig zu rasch — ihre Klingen wieder in die Scheide stießen. Aber vom Nachgeben wollte keiner etwas wissen.

So mußte der Beauftragte seinem Herrn melden, Franzosen und Spanier würden wahrscheinlich bis an ihr Lebensende einander in der engen Gasse gegenüberstehen, wenn man nicht von holländischer Seite nachhelfe. Der Ratspensionär rieb sich das Kinn: „So? Und wie meint Ihr, daß man den Leuten nachhelfen könnte?“ Der andere glaubte die richtige Antwort gefunden zu haben: „Man müßte hinten vor jede Karosse ein paar Pferde spannen und die Kutschen nach rückwärts aus der Gasse ziehen.“

Davon wollte aber der Ratspensionär nichts wissen: „Nein, mein Lieber, dann erklärt uns schließlich noch Spanien sowohl wie Frankreich den Krieg. Die Herren gehen keinen Schritt zurück. Also bleibt nichts anderes übrig, als die Gasse zu erweitern, daß sie aneinander vorbeifahren können!“

Das Wort des Herrn de Witt war Befehl, und zwei Stunden später hatte man in der engen Gasse hier eine Hausecke, dort einen Zaun weggerissen. Und dann fuhren die beiden Gesandten, die Nase hoch in der Luft und steif wie die Wachspuppen, an einander vorüber.

★

Picu wittert den Tod.

Eine Tiergeschichte von Otto Alscher.

Nebel schlug ihm mit grauem Dampf entgegen, als der Alte die Tür der Blockhütte öffnete. Ins Freie gelangt, lauschte er gegen die stumpfe Wand des Nebels; da vernahm er auch schon das Rufen und Pfeifen Damians, des Schwiegerenkels, der durch den Lärm die Wölfe von den Schafen abzuhalten trachtete. Der Alte schritt dem Schalle zu.

Laubhen war auf der Schneefläche des Hanges auseinandergeworfen. Daran knabberten die Schafe. Ein Hund kam wedelnd dem Alten entgegen. Sein weißes Fell stach gelblich gegen den Schnee ab und hing voll von Reifkristallen. Der Hund roch an dem Mantel des Alten. Doch schon fuhr er erschrocken zurück, beschrieb mißtrauisch einen Kreis um den Mann und knurrte mit gesträubten Rückenhaaren.

Der Alte war stehen geblieben und blickte erstaunt zu dem Hunde hinüber. Der tat ja, als kenne er ihn nicht.

Der Schatten Damians wuchs im Nebel empor. „Böses Wetter!“ sagte er, da er vor dem Großvater stand.

Aber der Alte wandte sich wieder dem Hunde zu, der ihn in vorsichtiger Entfernung umschlich, manchmal knurrte, manchmal winselte. Damian betrachtete auch den Hund, zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Der Picu tut, als kenne er Dich nicht.“

Der Alte zuckte mit der Achsel. „Ich geh' in die Versoika, zur Wassermühle, nachzusehen, ob unser Mais schon gemahlen ist.“

„Bei dem Wetter willst Du den weiten Weg durch den Wald machen?“ fragte der Bursche. Plötzlich fuhr er herum, denn der Hund, hinter dem Alten sitzend, begann zu heulen. Beide Männer starrten fassungslos auf den Hund, der, die Schnauze erhoben, heulte. Aber es war kein Wolf in der Nähe, wie sich Damian überzeugte. Er machte einen Schritt gegen den Hund. Der wich zurück, bellte noch einmal klagend auf, ließ Kopf und Rute hängen.

Damian wandte sich wieder dem Alten zu. „Nein, Großvater, heute ist kein Tag für so einen weiten Weg. Seit dem Schneebruch liegt alles voll von Wipfeln und Aesten. Bevor Du zurück bist, ist die Dämmerung da, und Du siehst dann gar keinen Weg mehr.“

„In drei Tagen ist Sfantu Joan. Sollen wir zu den Feiertagen nicht einmal frisches Maismehl haben?“

Der Junge wußte, daß sich der Großvater doch nichts ausreden ließ, er wandte sich darum wieder den Schafen zu.

Als der Alte zur Hütte zurückging, blickte der Hund ihm unverwandt nach. Dabei zog er wieder furchtsam die Witterung des Mannes ein. Kaum war der Alte einige Schritt entfernt, als er wieder zu heulen begann. —

„Warum heult der Picu?“ fragte Florica, die Enkelin, vom Webstuhl aufblickend. Und als sie sah, daß sich der Alte den Rucksack überhängte und die Axt aus der Ecke nahm: „Wohin willst Du, Großvater?“

„Zur Wassermühle, ins Tal hinunter, nach unserem Mais schauen.“

„Geh' nicht“, bat die Enkelin. „Hast Du nicht den Picu gehört?“

„Ich bin keine Memme, daß ich auf Hundegeheul etwas gebe“, warf der alte Rumäne barsch hin und verließ den Raum.

Der Hund draußen schien den Alten erwartet zu haben. Er saß mitten im ausgetretenen Schneepfad, schaute aber nicht zu dem Manne auf, wich auch nicht aus, als der Alte vor ihn gelangt war. Dieser war genötigt, in den Schnee zu treten, um nicht über das Tier wegsteigen zu müssen. Kaum war der Alte an dem Hunde vorüber, als dieser kläglich hinter ihm aufbellte, dann in ein jammerndes Heulen verfiel. Da stieß der Alte einen Fluch aus und eilte davon.

Der Schnee war hart gefroren, ließ die Bundschuhe nicht durchbrechen, doch war es dem Alten, als schiebe er sich nur schwer durch die Mauer des Rauchnebels. Als dann die hohen Buchen des Waldes vor ihm auftauchten, hatte er Mühe, den Eingang des Pfades zu finden. Da er sich dabei umblickte, bemerkte er, daß ihm der Hund gefolgt war.

Im Walde war das trübe Grau nur noch dichter. Nach einigen Schritten schon stieß er auf die erste Wolfsfährte. Sie war ganz frisch — keine von den ständig aus den Wipfeln niederrieselnden Reifkristallen lagen in ihr.

Doch was war mit dem Hunde? Der glitt über die Spur weg, ohne den Wolf anzuzeigen. Der Alte war stehen geblieben und betrachtete argwöhnisch den Hund. Die Wölfe taten dem nicht im Sinn — und doch hatte er geheult, als bedrücke ihn etwas. Doch was? ... Aergerlich wandte sich der Alte und schritt weiter.

Der Weg war wirklich schlecht. Durch ein Gewirr morscher, vereister Aeste mußte er sich durcharbeiten. Der Heimweg mit dem Mehlsack auf dem Rücken wird schwere Arbeit geben.

Etwas zwang ihn, sich umzublicken. Der Hund war dicht hinter ihm, zuckte aber zusammen, als er sich ihm zukehrte, und schaute ihn mit stumpfer Angst an. „Heid, vorwärts!“ bedeutete er dem Hunde, denn er ertrug diesen Blick des Hundes in seinem Rücken nicht.

Der Alte seufzte. Heute ist alles verrückt geworden, der Hund, Florica mit ihrer Angst, das Wetter und auch er, daß er an all das denken mußte. —

Der Hund machte Miene, ihn wieder im Gehen zu behindern. „Zum Teufel, kannst Du nicht Deine Füße heben!“ Damit ließ er den Hund hinter sich zurück.

Aber schon nach einigen Schritten hielt er erschreckt an; der Hund hinter ihm hatte zu heulen begonnen.

„Kusch! Willst Du die Wölfe herbeirufen?“ Und begütigend setzte er hinzu: „Wir werden uns eilen, bald sind wir im Tal, vielleicht kehren wir erst morgen heim, übernachten in der Mühle.“

„Hau!“ sagte der Hund, sträubte die Rückenhaare und drängte weiter. Er schien ganz verändert, knurrte manchmal tief, zog die Witterung ein, doch immer mit hoher Nase, als säße ein Luchs in den Wipfeln.

Jetzt war es nicht mehr weit ins Tal hinab. Hinter der Nebel nicht zwischen den Stämmen, konnte man schon die Mühle erblicken. Da prallte der Alte erschreckt zurück. Drüben auf dem anderen Bergrücken heulte ein Wolf. Den Mann überrieselte es eisig. Ein Wolf heult mitten am Tage! Das hatte er noch nie gehört ...

Wenn jetzt der Hund anschlug, hatten sie sogleich die Wölfe hinter sich. Der Alte hob warnend die Hand. „Kusch, Picu, kusch!“ flüsterte er heiser. Er machte einen Schritt auf den Hund zu, um ihn noch besser zu beruhigen. Doch wie entsetzt vor einer Berührung, schnellte der Hund zur Seite und jagte davon.

Ja, fort! Wenn er sich eilte, konnte er die Mühle erreichen, bevor die Wölfe auf seine Spur gerieten.

Welch tosenden Lärm der Schnee unter seinen Opanken machte! Das mußte ja bis auf den anderen Bergrücken hinüber hörbar sein. Nur jetzt nicht mit Wölfen kämpfen müssen! Er hatte nie eine Angst vor den Wölfen empfunden, war mit der Axt in der Faust zwischen jedes Rudel gefahren, das über die Schafherde herfiel. Aber heute durften ihn die Wölfe nicht angreifen!

Ganz atemlos war er, doch noch immer kam er nicht aus dem Wald heraus. Da stockte er jäh, und Lähmung stürzte über ihn her. Links glitt ein langer Schatten durch den Nebel und dort, mitten im Wege, stand noch der Wolf.

Langsam wich der Alte zurück, bis an den dicken Stamm einer Eiche. Seine Blicke beschrieben hilflos einen Kreis — nein, alles nur glatte, dicke Stämme, kein Baum in der Nähe, der zu erklettern war. Und auch hinter sich hörte er die schleichenden, knirschenden Schritte der Wölfe.

Der Hund! — Bis den die Wölfe zerrissen hatten, blieb ihm Zeit, eine Rettung zu suchen. Aber da hörte er weit unten im Tale den Hund rufend heulen und klagend aufbellen. Der war den Wölfen entgangen; um seinen Herrn aber klagte er.

Wenn er doch ein Feuer anfachen könnte! Ein, zwei brennende Aeste gegen die Bestien geschleudert, und sie würden es nicht wagen, ihm näher zu kommen. Doch er wußte, sobald er sich bückte, fielen die Wölfe über ihn her.

Es war ja doch alles zwecklos — der Hund hatte es angezeigt!

Um Hilfe rufen! Die Mühle war nahe, vielleicht hörte man ihn. Aber konnte er die Wölfe abhalten, bis Hilfe da war?

Den Rücken an den Stamm gedrückt, schloß er den Pelz über Brust und Hals. Sie sollten ihn wenigstens nicht gleich an der Kehle fassen können. Dann wickelte er sich den Rucksack zum Schutz um die linke Faust.

Die Axt fest umklammert, ruhig geworden, doch ganz hoffnungslos, erwartete der Alte die Wölfe ...

★

Ein Schelm nimmt Rache.

Eine heitere Geschichte von Heinz Steguweit.

Der Aufenthalt in Villa Lutetiana bei Paris war keine Erholung; der romantische Geiger sollte hier sein krankes Herz auskurieren, weil er vor drei Wochen einen Schwächeanfall kurz nach dem großen Konzert in der großen Oper erlitten hatte. Ließen ihm aber die Sommergäste von Lutetiana seine Ruhe? Keineswegs; auf den Parkwegen jagte man ihm Autogramme ab, bei der Mittagstafel fragte man ihn nach den Geheimnissen seines Privatlebens, und abends, wenn er zeitig ins Bett wollte, zog man ihm die Rockschöße lang, der große Maestro möge doch ein heiteres Kantilenchen zum besten geben. Und da sollte sein übertriebener Herzschlag sich beschwichtigen? Nein, Niccolo Paganini verlangte jetzt, wie ein Einsiedler auf dem Zimmer zu speisen, und wer ihn noch einmal auf seinen Spaziergängen unter den Kastanienbäumen belästigte, dem ließ er eine barsche Antwort zuteil werden. —

Eines Morgens aber hatte der Maestro alle Veranlassung, solchermaßen zu schimpfen: „Es ist, als habe alle Welt den Respekt vor meiner Kunst verloren; höllische Pestilenz, was muß ich in dieser Zeitung lesen?“ —

Was vorgefallen war? Nun, die aufdringlichen Snobs von Villa Lutetiana hatten dem großen Geiger ein Zeitungsblatt unter den Türspalt geschoben und dort stand geschrieben, daß im Frankfurter Theater allabendlich ein Komiker sich den Spaß erlaube, mit Geige und Fiedelbogen den weltberühmten Maestro verblüffend zu kopieren:

„Horst Basike erscheint in einem blank gerutschten Bratenrock, am Hinterteil flattert das rote Taschentuch aus dem Schoß, die grauen Haare hangen in unfrisierten Strähnen um die Stirn, die Lackschuhe sind brüchig und ausgetreten, die Wangen pfeffergrau und mitnichten rasiert. Aber erst die Gesten! Dieses Schaukeln in den Knien, dieses Hüpfen der Finger! — Schreiendes Gelächter dröhnt durch den Raum — — —!“

Niccolo Paganini zerknüllte zornig das Blatt, er wollte es gar in hundert Fetzen reißen, aber plötzlich lächelt er, schalkhaft und befreit von aller Wut. Warum? Nun, er sah an sich selber hinunter, er stellte sich auch aufrichtig vor den Spiegel. Dann mußte er gestehen:

Dieser Komiker Horst Basike vom Frankfurter Theater hat recht. Natürlich, ich bin eine Fratze, ich bin ein verschrobener Musiker; und wenn ganz Frankfurt sich Abend für Abend auf meine Kosten amüsiert — nun, Lachenmachen ist auch ein Dienst an der traurigen Menschheit. Aber — dieses „Aber“ kam dem Meister von tief unten aus der Brust — aber — soll ich mir versagen, an jenem Schelm aus Frankfurt süßeste Rache zu nehmen? —

Am folgenden Morgen schon reiste Paganini ab; er fuhr mit der holperigen Kutsche über Châlons und Luxemburg nach dem Rhein; von Mainz aus ließ er schon durch Zeitungen und grelle Plakate verkünden, daß er in Frankfurt ein einmaliges Gastspiel geben werde!

Noch wußte keiner, daß der Maestro Niccolo sich bereits in der Stadt befand. Paganini gab sich auch niemandem zu erkennen. Er saß am Vorabend seines Auftretens heimlich in der Loge des Theaters, wo eine Lachsalve nach der andern die Parodien des Komikers Horst Basike belohnte. Paganini mußte gar selber herzhaft kichern, denn der Schelm auf der Bühne machte seine Sache vortrefflich: Wenn er bei jedem Piccicato die Lippen spitzte, wenn er die Haare aus der Stirn zurückschüttelte, wenn er sich bei walzernden Passagen in den Kniekehlen wiegte; und erst der blank gescheuerte Frack! Das rote Schnupftuch am Schoß! Zu lustig, zu echt! — Die Frankfurter wieherten, sie hatten ihr vergnügliches Spektakulum, sie überschrien sich gar vor Heiterkeit, als Horst Basike sich an die Rampe stellte und sagte: „Hochverehrtes Publikum, morgen abend schon wird mich an dieser Stelle der Maestro Paganini im Original höchstselber ablösen. Ueberzeugen Sie sich, kommen Sie alle wieder, vergleichen Sie, ob ich meine Sache gut machte!“ — —

Und der folgende Abend kam, das Haus war überfüllt, die Polizei sperrte alle Zugänge zur Kasse. Selbst die Garderobenfrauen sicherten sich einen Spalt an den Logentüren, am Bodenloch über dem Kronleuchter hockten die Bühnenarbeiter nebeneinander, hinter den Kulissen drängten sich die Schauspieler und Sänger des Theaters: Alle wollten den geigenden Gast sehen, alle begehrten ihn zu hören, nicht, weil er ein weltberühmtes Genie war, nur des Spaßes wegen, um ihn mit Horst Basike vergleichen zu können. —

Das Licht verlosch im Zuschauerraum, festlich still wurde es, der Vorhang rauschte hoch, aber der kleine Herr, der da mit der Geige unterm Arm die Bühne betrat, war keineswegs der nachlässige, unfrisierte und zappelige Graukopf, den Horst Basike schon dreißigmal nachgeahmt und verulkt hatte. Nein, dieser Paganini trug einen tadellos geschnittenen Frack, seine Wangen waren frisch und durchaus nicht pfeffergrau, die Frisur lag schwarz und blank gescheitelt auf dem freundlich lächelnden Kopf. — Die Frankfurter waren zu verblüfft, um auch nur eine einzige Hand zum Gruße zu rühren. War das nicht der richtige Paganini? Oder hatte Horst Basike sein Publikum wochenlang an der Nase herumgeführt? — Indessen ließ sich der Maestro nicht irremachen, seine geschminkte Maske tat ihre Wirkung, er bewegte sich absichtlich mit falschen Gesten, er hatte sich den Haarfärber und den eleganten Frackschneider etwas kosten lassen, um den Spötter von seinem Lügen zu strafen; und er begann sein Spiel und setzte den Andächtigen die süßesten Flageolette und die zartesten Kapriccios vor. — Freilich, so konnte nur der große Niccolo geigen; es mußte der richtige Paganini sein, der da die erhabensten Klangwunder aus seinem braunen Instrument hervorzauberte. Also konnte nur Horst Basike der große Betrüger sein und nicht der schneidige Herr, der da auf der Bühne seine Violine spielte.

Die Folge? — Als der Raum wieder hell wurde, als man die Türen des Theaters zur Pause öffnete, erkannten einige Leute in einer Parkettloge den Komiker von gestern. Da jagte ein wütender Zuruf den andern, man nannte ihn einen Ehrabschneider und eitlen Gecken, und hätte die Polizei nicht schleunigst in den Tumult eingegriffen, weiß Gott, der blasse und völlig hilflose Horst Basike wäre noch wüst verprügelt worden. —

So rächte sich also der Maestro an seinem Spötter, der den Respekt vor der heiligen Kunst durch ein albernes Possenspiel untergraben wollte. Indessen war Paganini groß genug, dem Komiker zu verzeihen, als dieser am folgenden Morgen im Gasthaus erschien, um feierlich Abbitte zu leisten. Schließlich waren Horst Basikes lustige Abende die beste Reklame für den geigenden Genius.

★

Der alte Herr.

Skizze von Karl Müller-Rastatt †.

Der alte Herr saß im Café. Seinen Schwarzen hatte er getrunken, seinen Curaçao auch. Jetzt rauchte er mit Behagen seine Zigarre und las seine Zeitung von Anfang bis zu Ende durch. Tief in den lokalen Teil hatte er sich schon gearbeitet. „Unfall eines Greises“ las er jetzt, und dann weiter „Der sechzigjährige Rentier Freudenberg ...“

Der alte Herr ließ das Blatt sinken und blies gedankenvoll Rauchringe in die Luft. Sieh einmal an, dachte er, während er ihnen nachschaute, sieh einmal an! Da fühlt man sich frisch und lebenslustig, glaubt ein Mann in den besten Jahren zu sein, bildet sich ein, man könnte noch Eindruck machen. Und muß dann so nebenher aus der Unfallschronik seiner Zeitung erfahren, daß man seiner sechzig Jahre wegen ein Greis ist. Schauderhaftes Wort. Ekelhaftes Wort! Aber was schwarz auf weiß gedruckt steht, muß ja richtig sein. Da kann man nichts machen.

Der alte Herr hatte die Lust zum Weiterlesen verloren. Er bestellte sich noch einen Curaçao und überlegte, was er am Abend anfangen sollte. Eigentlich hatte er die Absicht gehabt, sich die Revue im Operettentheater anzusehen. Es solle da wirklich allerlei und allerhand zu sehen sein. Aber jetzt war er doch zweifelhaft geworden. Revuebesuch war für einen Greis schwer passender Zeitvertreib. Sollte er zu seinem Bruder gehen und dort das stille Glück am häuslichen Herd — die sinnigen Gespräche von Vater, Mutter und drei unverheirateten Töchtern — miterleben? Er versprach sich keinen großen Genuß davon. Oder sollte er seine verwitwete Schwägerin Eveline besuchen und mit ihr Patience spielen? Das lockte ihn noch weniger. Was also tun? Es war offenbar nicht ganz leicht, sich in die Rolle eines Greises zu finden.

Während er mit einiger Melancholie nachdachte, gingen seine Augen durch den Saal und über die Gesichter der anderen Gäste. Und blieben schließlich an einem Paar hängen, das gar nicht weit von ihm saß. Ein eleganter, junger Mann mit tadelloser Tangofrisur und ein pikanter blonder Bubikopf mit verträumten Veilchenaugen.

Viel Rührung und etwas Neid im Herzen betrachtete der alte Herr das Pärchen. Dieser junge Mann, dachte er, hat das Glück, noch kein Greis zu sein. Darum darf er als sicher

leisten, ein so allerliebstes Mädchen ins Café und nachher wer weiß wohin zu führen. Wohingegen mir, nachdem ich nun ein Greis geworden bin, derartige Vergnügungen bis an mein trauriges Ende versagt bleiben werden.

Der Gedanke erschütterte ihn so, daß er sich den dritten Curaçao bestellte, nach dessen Genuß er folgendermaßen weiterphilosophierte: „Die Gesetze der Natur sind unabänderlich. Man muß sich ihnen in Demut fügen. Aber wieso hat die Natur, wenn sie mir den Verzicht auf so angenehme Sachen auferlegen wollte, nicht zugleich dafür gesorgt, daß diese Sachen jedes Interesse für mich verlieren? Mein Wunsch war es nie, Greis zu werden: ich hätte es entschieden vorgezogen, wenn nicht gerade Jüngling, so doch Mann in den besten Jahren zu bleiben. Warum hat sie mir meine Lustigkeit, meinen Hang, mich zu amüsieren, meine Freude am Flirt gelassen, wenn sie durchaus wollte, daß ich davon keinen Gebrauch mehr mache? Wäre nicht dieser infame Gedanke, daß ich ein Greis bin — ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß ich den heutigen Abend höchst vergnügt mit einem ebenso pikanten blonden Bubi verbrächte, wie der da drüben.“

Worauf er sich das Pärchen noch einmal gründlich betrachtete, um alsdann seine Meditation fortzusetzen: „Jedenfalls würde ich die Kleine lustiger unterhalten als der elegante Tangojüngling. Er redet zwar wie ein Wasserfall, aber er verzieht dabei nicht einmal das Gesicht zum Lächeln, sondern bleibt immer todernst, wie ein Leichenprediger. Und sie kann in dieser Beziehung erfolgreich mit ihm konkurrieren. Dabei hat sie ein Gesichtel, dem das Lachen allerliebst stehen müßte. Das scheint der Kerl gar nicht zu bemerken. Ich möchte wirklich wissen, was er eigentlich so diereifrig in sie hineinredet.“

Und der alte Herr spitzte seine Ohren. Spitzte sie mit Erfolg und traute ihnen doch nicht. Denn er hörte, daß der junge Mann in einemfort von Geschäften und Prozenten und Wechseln und Aufträgen, Bankdepots und Konkurrenz redete. So was erzählt man also heute einem jungen Mädchen, das man ins Café führt? dachte er. Auf den Gedanken wäre ich allerdings nie gekommen. Geschäft ist Geschäft und Vergnügen ist Vergnügen. Und wenn ich nur kein Greis wäre, würde ich dem süßen, blonden Aeffchen ganz andere Sachen erzählen als ihr trauriger Kavalier. Denn sie ist wirklich zum Anbeißen.

Der alte Herr sah sich das Blondchen mit steigendem Wohlgefallen an. Das blieb der Kleinen, die auf die Reden ihres Begleiters kaum hinhörte, auf die Dauer nicht verborgen. Die stumme Huldigung, die ihr da gezollt wurde, interessierte sie weit mehr als das handelswissenschaftliche Kolleg, das sie unfreiwillig über sich ergehen lassen mußte. Erst flüchtig, dann länger und länger erwiderten ihre Veilchenaugen die Blicke, die vom andern Tisch her um sie warben. Schließlich hob sie das Glas, das vor ihr stand, ganz unauffällig und trank mit einem listigen Seitenblick dem alten Herrn zu.

„Sieh mal an!“ sagte der wieder zu sich, „sieh mal an!“ Aber diesmal nicht mit der milden Resignation von vorher, sondern mit angriffsbereiter Keckheit. „Mir scheint, die Kleine sehnt sich nach anderer Unterhaltung und gibt mir eine Chance. Sie soll sich in mir nicht getäuscht haben. Meine Zeichentelegraphie wird sie ja wohl verstehen.

Und indem er sie ansah, deutete er erst auf sie, dann auf sich, dann zur Tür und sah sie mit fragendem Blick an. Das hieß: „Wollen wir beide zusammen fortgehen?“

Sie stutzte, warf einen Blick auf den redenden Jüngling, der nichts von dem Augenspiel bemerkte und nickte dann lächelnd Zustimmung.

Der alte Herr rief den Kellner, zahlte, zog seinen Ueberzieher an und ging zu dem Tisch der beiden hinüber.

Die rote Prinzeß / Skizze von Walter A. Perfich

Die ganze Stadt ist auf den Beinen. Am Bahnhof haben die Cowboys und -girls Spalier gebildet und warten mit zwanzig der besten Zirkuspferde auf die rote Truppe, mit der sie viele Abende Mord und Totschlag spielen sollen.

Der Zug ist eingelaufen. Da blitzen Federn und Flintenläufe, ein Hüne von einer Rothaut stolziert würdig in seinen Mokassins auf dem Asphalt, die Boys feuern schreiend Begrüßungsschüsse in die Luft, und den Schuljungen werden die Augen blank. Hinter dem „roten Jaguar“ schwingt sich eine schlanke Gestalt aufs Pferd. Drei Federn stecken im langen Haar. Potz Donner: ein Indianermädel, glatt die Haut, blank die Augen und ein Kopf wie der einer Prinzessin.

Am Abend müssen die Indianer „arbeiten“. Die Bogenlampen knattern über dem Weiß der Zelte ins Dunkel ...

Das Publikum verfolgt gespannt die Spiele zwischen den Boys und den Rothäuten und amüsiert sich köstlich, wenn die Weißen einen der Indianer nach dem anderen mit dem Lasso fangen. Der „rote Jaguar“ aber spielt mit ihnen. Jedes Seil saust über seinen Kopf, fällt einen Millimeter zu kurz, oder er reißt so schnell das Pferd herum, daß der Verfolger ihn in ganz anderer Richtung vermutet. Der Direktor, ein untersetzter Herr in Reitanzug und Ledergamaschen, steht nervös am Garderobenausgang und beobachtet. Das da ist nicht vorgesehen, verdammt, selbst bei den heutigen Proben hat es anders geklappt.

Jetzt galoppiert einer der Boys mit Geschrei von den Ställen herein, ein anderer folgt, und quer über dessen Pferd liegt als verschnürtes Bündel die Frau. Der Indianer stutzt eine Sekunde — in dieser reißt ihn der Lasso vom Pferd, und mit lautem Johlen wird er geschleift. Seine Augen weiten sich, starr bleiben sie bei dem Bündel, dessen Haare lang herunterwehen. Drei Federn stecken darin und eine ist geknickt: man hat aus der Garderobe das Mädel geholt, gefesselt, aufs Pferd geworfen. Der Irländer grinst seine Gefangene an: „Nun, das ist mal was Neues, rotes Prinzeßchen?“

So endet am ersten Tag die Wild-West-Schau. Das Publikum ist zufrieden — hübsches Mädel, die rote, he? Und der Spitzname „Rote Prinzeß“ bleibt an ihr haften. Sie hat so stille, ernste Augen.

Der „rote Jaguar“ schließt seine Tochter dann jeden Abend im Hotelzimmer ein.

Mit Jim, dem Irländer, ist die Sache nun so: Keine Frau am Zirkus entgeht ihm. Seine Fäuste sind gefürchtet. Er hat die Rothäutige nicht vergessen. Am ersten Tage sagte er bei sich: Sie hat weiche, rote, etwas blanke Haut. Ich habe rotes Haar dazu. Allright. Als er sie vor der Garderobentür hocken sah, müde und traurig und sehr jung, da machte er sich den Spaß mit dem Fesseln. Dieser hünenhafte Indianer, an den sich auch Jim kaum heranwagt, hat sie jetzt versteckt.

Als das Publikum am dritten Abend immer wilder nach dem Schluß mit der Indianerin schreit, geht Jim zum Direktor. Der Mann im Reitanzug, den man überall, also auch im Artistenhotel kennt, fährt mit Jim los. Das Stubenmädel läßt sich bereden und schließt mit ihrem Schlüssel die Tür auf.

Die „Perle von Dakota“ sitzt reglos am Fenster und starrt nach Westen. Ihr Schattenbild mit den zwei Federn — eine ist am ersten Abend ja zerbrochen — steht schwarz und schön gegen die Abendluft. Die Männer reden auf sie ein, sie blickt kaum auf. Jim muß also doch seine Fesselriemen auskramen. Die Kleine wird wild? Hoh, Jim hat schon Männer rangekriegt, und was für Männer! Unterwegs, im rasenden Auto — sie müssen mit diesem Trumpf gerade dann kommen, wenn der „rote Jaguar“ vom Lasso geschleift wird — erklärt Jim: „Wir geben ihm das Mädel nicht wieder zurück, bis er unterschreibt. Die Indianernummer gefällt den Leuten nur, wenn wir Boys die Frau erobern. Ich kann sie ein paar Tage in meinem Wagen unterbringen. An der Tür schläft der Hund.“

Der Direktor nickt und überlegt, ob er neue Plakate drucken lassen soll.

Sie kommen rechtzeitig. Draußen hören sie das Johlen des Publikums, als der „Jaguar“ mit dem Lasso vom Pferde gerissen wird. In neuer Nuance wird er seit heute an den Marterpfahl gebunden. Der Indianer steht gleichmütig da, als die Boys mit Messern werfen. Jim rast auf dem Pferd in die Manege. Man hört einzelne Rufe: „Da ist die rote Frau.“ Sie liegt ganz fest verschnürt quer im Sattel, das Haar schleift herab, und eine Feder ist geknickt. Der Vater reißt am Pfahl — ein Messer trifft seinen Arm, er windet sich, ein Messer trifft die Schulter, und jetzt reißen die losen Riemen — er stürzt gegen Pferd und Reiter und wird durch einen Hufschlag ins Gesicht niedergetrampelt.

Männer schreien, Frauen fallen in Ohnmacht, und Blut rinnt in den Sand. Jim, der Irländer, reitet zum Wohnwagen, die letzte Feder bricht ab und bleibt am Wege liegen.

Zwanzig rote Männer stehen am Lager des Häuptlings in einem Artistenhotel auf der Erde der Bleichgesichter. Der Medizinmann legt ein neues Blatt auf die Wunde, und jetzt spricht der „rote Jaguar“ zu den zwanzig Männern:

„Dies ist das Zeichen des großen Gottes und unserer Väter. Wenn eines roten Häuptlings Blut vergossen wird auf fremder Erde, dann muß das Volk eingehen in die ewigen Jagdgründe, und im Rate der großen Krieger die Rache vorbereiten. Und dies ist die Lehre: Wenn die drei Federn des stolzen Volkes, von zwanzig Müttern zwanzig Töchtern gegeben, zerbrochen sind, dann sollen zwanzig rote Krieger ausziehen zur Rache. Zwei Federn waren zerbrochen, die dritte wollte ich retten. Sucht die Perle von Dakota — und die letzte Feder. Ihr wißt das Zeichen und hörtet die Lehre! Hugh.“

Die Bogenlampen sind seit Stunden verlöscht, zwischen den Wagen brennen kleine Funzeln. Fremd und gespenstisch schleichen Federbüsche am Boden, hier blinkt ein Messer, dort streift ein Flintenkolben eine Wagenkette.

Einer entdeckt die gebrochene Feder vor dem Zirkus. Die zweite und letzte findet sich auf dem Trittbrett zum Wohnwagen des Iren. Ein Hund? Indianermesser finden die Kehle. Hinten im Wagen rumort es, fluchend stapft Jim heran und rodebrecht mit dem Medizinmann. Drei federumrahmte Köpfe stehen hinter dem redenden Indianer — draußen schleicht es weiter von Wagen zu Wagen. Oel und Feuer ist bereit. Lautlos liegen die Indianer unter den Brettern, über denen Menschen und Tiere schlafen. Ein Pfiff soll das Zeichen sein. Fünf Minuten später wird alles, was zum Zirkus gehört, in einer Feuergarbe aufgehen.

Jim steht groß und breit da. „Das Weib wollt Ihr, Eure rote Prinzeß? Wenn sie will, sollt Ihr sie haben.“

Jetzt tritt auch auf weichen Mokassins die Tochter des Häuptlings heran, um die Schultern trägt sie eine einzige große Rose, einen spanischen Shawl, den Jim ihr umhängte, als sie matt und weinend im Wagen lag.

Sie spricht in der fremden, hastigen Sprache, die Jim nicht versteht. Es scheint, sie will nicht folgen, nein. Noch immer können die Abgesandten sie nicht begreifen, mahnen, drohen. Das Mädchen lächelt, zeigt auf Jim, schüttelt das Haar aus der Stirn, und in den Augen sieht der Ire den Sinn der klingenden Silben: „Seht Ihr denn nicht, wie weiß er ist? Das Weiße, so sagen unsere alten Lehren, heißt Freude und Güte und Stolz und Kraft.“

Da gehen die Männer. Draußen klingen Rufe. Zwanzig Paar Schuhe traben zurück ins Artisten-Hotel und kommen mit den Worten einer anderen Zeit zu ihrem toten Häuptling.

Zwei Tage haben sie Klagelieder gesungen, dann sind sie zu Jim gegangen, haben ihm den Kriegsschmuck des „roten Jaguars“ gebracht und ihn genannt „Das weiße Feuer“.

So kommt es, daß Ihr im Zirkus zwanzig Indianer, eine schlanke rote Frau und Jim, den Irländer, in der Nummer „die rote Prinzeß“ seht.

„Paß auf, Minnie!“ sagte gerade der Tangofrisierte, „wenn ich den Auftrag hereinbringen kann, sagt mein Chef —“

Was der Chef sagte, hat Minnie nie erfahren. Denn in diesem Augenblick rief der alte Herr: „Minnie, bist Du's wirklich?“ Und fuhr, zu dem Jüngling gewandt, fort: „Sie entschuldigen. Ich bin Minnies Onkel, komme eben aus Amerika zurück, wollte, ehe ich zu meinem Bruder fahre, hier nur eine kleine Erfrischung genießen, und finde meine Nichte. Komm, Minnie! Zieh Dich an. Wir fahren zusammen nach Haus.“

„O bitte sehr,“ stammelte der Jüngling verlegen.

Der alte Herr half Minnie in ihre Jacke, bot ihr den Arm und führte sie hinaus.

Draußen stieg er mit ihr in ein Auto. „Das habe ich“, sagte er zu sich selbst, „für einen Greis wirklich noch recht schneidig gemacht.“

★

Die Geschichte vom Wasserträger Wu und der kleinen Li.

Chinesische Skizze von A. Steininger-Graz.

„Wasser ...! Helles klares Wasser!“ Wie ein wohltönender Bronzegong klingt die Stimme des Wasserverkäufers durch die engen Gassen der Chinesenstadt, die vom Geruch der Garküchen und der verfaulenden Abfälle der Gosse erfüllt sind.

Der Donner der japanischen Schiffsgeschütze übertönt seinen Ruf. Aufgeregte Menschen stehen vor den Reispapierplakaten, die an den Straßenecken niederhängen und zum Eintritt in die Armee auffordern. Der bunte Holzschnitt zeigt einen Japaner, der mit den Eßstäbchen in die chinesische Reisschale langt.

„Kauft Wasser ...!“ Wus Ruf verhallt unbeachtet. Doch was tut das, wenn ihn nur die Tochter des Silberschmiedes Weng hört, der dort am Ende der Gasse seinen offenen Laden hat? Wie einen Augapfel hütet der Alte sein Kind. Nur durch ein niedriges Schiebefenster darf Li den kupfernen Kessel zum Füllen auf die Straße reichen. Wu kann nichts weiter als ihre Hände sehen, die kleinen schmalen Hände; doch manchmal, wenn sie ihm die durchlochte Käschmünze reicht, begegnen sich ihre Finger. Dann fühlt er, daß Li unter dieser Berührung erzittert wie eine Lilie im Maienwind auch. Oh, warum ist er nur ein armer Wasserverkäufer! Nie wird ihm der reiche Silberschmied seine Tochter zur Frau geben. —

Bomben über Tschapei. Schreckerstarrte Nacht — erfüllt vom Knattern der Flugzeugmotore und von tausend himmelwärts gischtenden Explosionen. Brände flackern auf, springen von Gasse zu Gasse. Wie gefräßige Ungeheuer verschlingen die hellodernden Flammendrachen das Holzfachwerk der Verkaufsbuden und die buntbemalten Schriftfahnen, die im feurigen Winde emporflattern.

Wie von Millionen bösen Geistern gehetzt flüchtet die Menge durch den todspeienden Eisenhagel der krepierenden Bomben, tritt rücksichtslos zu Boden, was nicht mitkann. Die verzweifelten Schreie der Gestürzten gellen grell zum blutroten Himmel.

Nur einer kämpft, eng an die Mauer gedrückt, gegen den Strom. Das ist Wu. Wenige Schritte trennen ihn noch von der Behausung des Silberschmiedes, doch die Sturzflut der Fliehenden reißt ihn immer wieder zurück.

Da — ein ohrenbetäubendes Aufheulen und donnerndes Bersten. Menschenleiber, Mauerwerk und Holztrümmer wirbeln durch die Luft. Der Druck der Explosion hat Wu an die Wand geschmettert, doch er fühlt es kaum. Sein einziger Gedanke ist Li. Ueber Trümmer und verstümmelte Leichen hinweg bahnt er sich den Weg. Wengs Haus ist unversehrt, doch der Silberschmied selbst liegt langhingestreckt auf dem Boden seiner offenen Werkstatt, noch im Todeskrampf das filiarane Schmuckstück umklammernd, an dem er gearbeitet. Zu seinen Häupten kauert Li, ihr Antlitz in namenlosem Schmerz an seiner Brust vergraben. Leise berührt Wu ihre Schulter.

Mit leeren leiderstarrten Augen sieht sie auf. Sie erkennt ihn nicht. Ihre Augensterne sind ausdruckslos, als wären sie blind.

Tobendes Heulen, donnerndes Krachen, stürzende Lehmziegelmauern und schwirrender Splitterregen. Da reißt er sie hoch und trägt sie auf seinen starken Armen aus dieser Hölle. —

Die Nacht des Grauens ist für Wu zur Nacht des Glücks geworden. In einer schmalen Ausfallspforte der Stadtmauer haben sie Schutz gefunden. Die Tochter des reichen Silberschmiedes ruht in der Obhut des Wasserträgers. Sie schläft. Er wagt nicht, sich zu rühren. Er fühlt, wie sich ihre junge Brust bei jedem Atemzuge hebt, spürt den Hauch ihres Mundes wie den Duft einer Rosenblüte. Das Licht des werdenden Tages ruht auf ihrem Antlitz. Eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Palast könnte nicht schöner sein. Ihre geschlossenen Augenlider sind von langen, dunklen Wimpern überschattet. Ihr roter Mund ist wie aus Rubin geschnitten.

Nun öffnet sie die Augen. Ihre hellen Bernsteinsterne blicken lächelnd zu ihm auf. Doch jäh umwölken sie sich. Wie eine Sturzsee bricht die Erinnerung an all das Schreckliche über sie herein. Ihre Hand umklammert bittend seinen Arm. „Sag, daß es nicht wahr ist, Wu! Sag, war es nicht nur ein Traum?“

Hilflos streicht er über ihr dunkles Haar. „Arme, kleine Blume!“ sagt er leise.

Da birgt sie wild aufschluchzend ihr Gesicht an seiner Brust. —

Schälchen mit Tee und gesottenem Reis stehen auf dem Sarg, damit der Tote nicht hungere. Weihrauch brennt vor den Ahnentafeln. In weiten Trauergewändern aus weißer Seide kniet Li vor der Totentruhe. Doch das Heulen der Granaten und das Knattern der Gewehre verwirrt ihr Gebet. Auch Wu ist unter den Kämpfenden. Bei jedem Geschoßeinschlag pocht ihr Herz in entsetzlicher Angst um sein Leben. Dann schlägt sie sich an der harten Kante des Sarges die Stirne blutig und fleht zu dem Toten: „Weng, letzter Deiner Ahnen, schirme das Leben des Wasserträgers Wu!“

Näher und näher tobt der Lärm der Schlacht. Durch die dünnen Wände des Hauses hört Li, wie die Nachbarn ihre geringe Habe zusammenpacken. Eine Hand pocht an die lehmbeworfene Scheidewand aus Rohrgeflecht: „Tochter Wengs, flieh! Die Japaner dringen in die Stadt.“

Von der Gasse tönt das Getrappel vorbeihastender Füße in die Stille des Raumes. Das Weinen aus dem Schlaf gerissener Kinder und die Flüche der Männer vermischen sich mit dem Klappern der Holzsandalen.

Und nun ist wieder Stille. Umso lauter knattert das Gewehrfeuer. Eine qualvolle Angst erfaßt Li. Jede dieser Kugeln kann dem Leben Wus gelten.

Ein Windstoß schlägt die Bastmatte zurück, die den Raum abschließt. Nein, es ist nicht der Wind. Ein Mann steht in der Türöffnung, hält sich taumelnd wie nach atemlosen Lauf an dem Türpfosten fest. Li ist aufgesprungen.

„Wu!“ ruft sie und kann es nicht fassen. Ungläubig, als fürchte sie, daß es nur sein Geist sei, betastet sie seine Brust, greift in ein nasses klebriges Etwas. Blut ...!

„Sie haben Dich verwundet!“ Ihre Stimme zittert, ihre Hände wollen helfen.

„Fort, fort, ehe sie kommen!“ wehrt er ab und drängt sie zur Tür.

Doch es ist zu spät. Schon bricht eine japanische Sturmkolonne in die Gasse, vereinzelt Widerstand leistende Chinesen vor sich hertreibend. Mit gefälltem Bajonett fegen sie die Straße rein. Einer schlägt das Gewehr auf Wu an, dessen hohe Gestalt sich im Türrahmen gegen den hellbeleuchteten Hintergrund abhebt. Schützend wirft sich Li dazwischen. Der Schuß blitzt auf. Von einer Kugel durchbohrt sinken die Liebenden zu Boden.

Durch die Straßen tobt der Kampf weiter.